Bibliothek
der neuesten
Deutschen Classiker.

Eine Auswahl
des Schönsten und Gediegensten
aus ihren
sämmtlichen Werken.

Für Schule und Haus.

Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und
einer Literaturgeschichte der
neuesten Zeit.

Vierter Theil.

Leipzig.
In Commission bei Carl Gottlob Schmidt.

3

Fortgesetzter Bericht.

Walhalla oder Lebensbeschreibungen und Bilder aus dem Leben der edelsten und verdienstvollsten Bürger Deutschlands; zur Aufmunterung u. Bildung der deutschen Jugend. Lief. 4. geheftet 6 Groschen. Den schönen Zweck dieses Werkes ersehen wir aus dem Motto: Deutschland soll seine großen Männer, die deutsche Jugend neben den großen Königen und Feldherrn auch die großen Bürger kennen lernen, um ihnen nachzustreben. Als Könige und Feldherren oder als Gelehrte und Künstler sich auszuzeichnen, ist Wenigen nur vom Schicksal beschieden. Geachtet und geehrt, glücklich, gemeinnützig, einer Bürgerkrone würdig zu sein: ist Jeder berufen. Hiernach soll ein Jeder streben.

Den größeren Theil des deutschen Volkes mit seinen großen Männern bekannter zu machen — sagt der Vorbericht — ist gewiß ein Unternehmen, das Vaterlandsfreunde gern unterstützen werden. Fragst Du nach denen, die sich auszeichneten durch Bürgertugenden, fragst Du nach den ausgezeichnetsten Bürgern des Vaterlandes: so fragst Du meist vergebens. Und haben wir Mangel daran? Das gewiß nicht. Oder haben wir Ueberfluß, daß es nicht nöthig wäre, auf verdienstvolle Männer hinzublicken? Nein wahrlich eben so wenig. Nun so darf man es gewiß nicht für ein Ueberflüss'ges halten, hier dem deutschen Volke seine würdigern Bürger vorzuführen und schon der Jugend zuzurufen: „Folge ihnen!

Weide Dich an diesen Größen, rank' an ihnen hinauf, muthiges Jünglingsherz, bilde selbst Dich an dem Edeln heran, ringe nach Selbsterkenntniß und Selbsterziehung. Wirf ab die Niedrigkeit der Gesinnung, die selbst in höhern Ständen ersichtlich, die trostlose geistige Armuth,

die Herzlosigkeit und den Mangel an Menschenliebe. Trage von dem Feuer dieser Männer einen Funken in Dich hinein, damit er eine Flamme nützlich zu werden, in Dir entzünde, einen Drang nach Vollkommenheit. Glücklich, wer früh schon weiß, was er will und darnach die Mittel wählet. Umsonst gelebt zu haben, ist der Geschicke Traurigstes. Ach, es giebt ihrer so viele, welche dumpf und stumpf fortschlendern auf der Bahn, auf die sie einmal gerathen sind, ohne klare Erkenntniß, wie ohne Energie des Willens. Hier sind Vorbilder, herrliche Männer, laß sie Dir Freunde werden. Auf, und folge ihnen!

Erinnerung an Menschen selt'nen Werthes,
Was mehr, als sie, verleiht der Seele Schwingen,
Hebt aus dem Staube der Alltäglichkeit;
Zum Schönen führt sie, zum Vortrefflichen.

Muster-Wirthschaften. Eine anziehende und belehrende Schilderung der ausgezeichnetsten Oekonomen. Für Jeden, der sich mit Landbau beschäftigt. Insbesondere den landwirthschaftlichen Vereinen, ökonomischen Gesellschaften und Lehranstalten zur Bildung der Landwirthe, so wie den Lehrern und Predigern, besonders auf dem Lande zur Verbreitung empfohlen.

Heft I. Ueber die Besitzungen und Unternehmungen des Hrn. Coke zu Holkham.
Heft II. v. Fellenberg zu Hofwyl.

Ein einzelnes Exemplar des letzteren 2 Gr.; 10 Exemplare 16 Gr.; 20 Exemplare nur 1 Thlr. 6 Gr.; 50 Exemplare nur 2 Thlr. 8 Gr.; 100 Exemplare zu 4 Thlr.; in größeren Partien bei Weitem billiger. Für diese Preise liefern es (wie auch die in den vorigen Theilen der Bibliothek angezeigten Werke) alle Buchhandlungen Deutschlands, ohne Portoauslagen zu berechnen.

Etwas zur Empfehlung solch eines Unternehmens zu sagen, wäre rein überflüssig. Es

empfiehlt sich ja von selbst. Zwischen Fellenberg und Oberlin herrscht eine große Verwandtschaft. Dem Käufer rathen wir, beide Schriften in einen Band binden zu lassen. Wem das eine Vergnügen macht, dem macht das andere Freude; wer das eine mit Vortheil liest, liest das andere nicht ohne Nutzen.

Büchersammlung für den Bauersmann, den Landwirth und die Jugend auf dem Lande. Besonders den Herren Predigern und Lehrern empfohlen, welche zur Belehrung und Unterhaltung eine kleine Büchersammlung angelegt haben oder anzulegen beabsichtigen, so wie auch zum Vorlesen in Land- und Stadtschulen, für landwirthschaftliche Lese-Vereine und Volks-Bibliotheken überhaupt. Auch unter dem Titel:

Lesebuch für Landschulen und landwirthschaftliche Lehranstalten. Ein nothwendiger Anhang zu den Kinderfreunden von Wilmsen und Zerrenner, zu Seiler's Lesebuche und zu Hempel's Volksschulenfreund, um hinüber zu leiten aus der Schule in die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens. Ein einzelnes Exemplar 6 Gr.; 10 Exempl. 2 Thlr. 2 Gr.; 20 Exempl. nur 3 Thlr. 8 Gr.; 50 Exempl. nur 7 Thlr. 6 Gr.; 100 Exemplare zu 12 Thlr. 12 Gr., so daß das Exemplar nur 3 Gr. zu stehen kommt.

Aus der „Hermannsschlacht."

Drama von Grabbe.

Varus Besuch bei Thusnelda.

(Der große Hünenring an der Grotenburg. Hermanns Wohnung darin. Weiter Hausflur. Mittag.)

Thusnelda. Die Völker. Essenszeit.

(Das Volk kommt, und setzt sich an den langen Speisetisch. Sie auch.)

Großmagd.

Die Suppe —

Thusnelda.

Nicht sonderlich, wie ich schmecke, und die Portionen recht spärlich. Meine Leute sollen arbeiten, aber auch tüchtig essen.

Haushofmeister.

Beginnen wir.

(Er nimmt seine Bärenfellmütze ab, die Knechte und Jungen folgen seinem Beispiel, auch die Mägde thun andächtig. aller Augen sind indeß immer auf die dampfende Suppe gerichtet; Thusnelda beobachtet.)

Schweinjunge, bete!

Thusnelda.

Warum betet bei eurem Tisch stets der Jüngste? Ich wollte dich schon oft darum fra-

gen, Alter. Andere Sorgen machten es mich vergessen.

Haushofmeister.

Ja — nein — Wenn ich's wüßte — — Es ist uralte Sitte, Fürstin, und du weißt: „was die Alten sungen, pfeiffen die Jungen.“ — Doch — vielleicht — es fällt mir was ein: er muß wahrscheinlich sein Geplapper machen, weil er der Jüngste ist, und noch keine Zeit gehabt hat, so viel zu sündigen, als wir Uebrigen.

Der Schweinjunge (ist aufgestanden, hat mit frommer Geberde Unverständliches hingemurmelt, setzt sich eiligst und ißt.)

Ich bin fertig.

Das Gesinde. Wodan gelobt!

Thusnelda.

Das dich, das Schüsselgeklirr! Sie hauen in den Braten als hätten sie einen Feind vor sich auf den Tellern! — Die Speise behagt. Was kann der Hausfrau lieber sein?

Ein Pförtner (kommt:) Der welsche Oberfeldherr läßt sich melden.

Thusnelda

(sinkt in Gedanken:) — Wohl kann der Hausfrau etwas lieber sein als Schüsselgeklirr: das Vaterland und der Gemahl. — Hermann, den Tag, wo wir im grünen Laubgegitter des Buchenhains nach langem häuslichen Sehnen uns begegneten, und mehr zitterten, erbleichten und errötheten als die bunt durch die Blätter spielenden Strahlen der Morgensonne, — muß ich ihn vergessen? — Damals vermuthete ich in dem Geliebten auch Deutschlands Befreier und du warst Roms Scl — — (Laut:) Wer spricht? Wer wagt's ihn zu verläumden? Ein Sclav, ein römischer Speichellecker war, ist und wird er nun und nimmer! Da unten läg' er ja am Fuße

dieser seiner Grotenburg zerschmettert von seinem berghohen Fall! — Und wär's doch möglich?

Der Pförtner.

Herrin?

Thusnelda.

Ach, ich vergaß. Laß den Römer ein. (Pförtner ab. Pause.)

Varus (eintretend:)

Gruß, Fürstin.

Thusnelda.

Dank, Proconsul. Nimm Platz.

Varus.

Unter dem Gesinde?

Thusnelda.

Sitz' ich nicht auch darunter? Mein Gesinde ehrt mich, ich ehr' es wieder. So gleichen Herren und Diener sich aus.

Varus.

Ländlich, sittlich, doch italisch ist's nicht. (Er setzt sich.)

Thusnelda.

Speise mit! Linsen, Erbsen und Wildschweinsbraten.

Varus.

Die Hülsenfrüchte scheinen trefflich. Mein Gaumen ist nur zu wenig daran gewöhnt. Aber der Braten wird um so ansprechender, kräftiger und delicater sein — (Er ißt, und nießt gleich darauf:) Castor und Pollux, das beißt in die Zunge, und stinkt in die Nase!

Thusnelda.

Der Eber ist ranzig. Wir lassen ihn mit Vorsatz so werden. Er erhält dadurch einen eigenthümlicheren, schärferen Geschmack.

Varus.

De gustibus non est disputandum. Ich bin satt.

Thusnelda (zum Gesinde:)
Seid ihr es auch?

Das Gesinde.
Ja.

Thusnelda (mißtrauisch:)
Lügt nicht. Eßt noch.

Das Gesinde.
Wir können nicht mehr.

Thusnelda.
Räumt ab, Mägde. — Knechte, wo habt ihr eure Augen? Müssen euch die Pferde mit den ihrigen suchen? Dort blicken sie hungernd und durstend über die leeren Krippen auf die Tenne. Pfui, wer speis't selbst, und versäumt sein angebundenes Vieh?

Knechte
(beschämt die Pferde fütternd und tränkend:)
Die hat die Augen überall.

Einer.
Mir wird's grün und gelb vor den meinigen, wenn ich die ihrigen so auffunkeln sehe.

Varus.
Hohe Frau, wie beklag' ich dich wegen des Getriebs, in welchem du dich bewegen mußt. Wie leicht dir, dich an Roms gebildetere Sitten zu gewöhnen. Gar Livia, die Kaisergemahlin, sehnt sich nach dir.

Thusnelda.
Sie kann ja hierherkommen. Was klirrt? (Zu einer Magd:) Das Salzfaß zerbrochen? Wer einmal etwas zerbricht, macht immer Stücke. — Fort aus meinem Dienst. Heule nicht, es geht nicht anders. Nimm diesen goldnen Ring mit.

Varus.
Du bist so hart als mild.

Thusnelda.

Kann man in Cheruska anders? Um uns: die rauhe karge Natur voll Sand und Wald, die uns zwingt, das Geringste zu beachten, damit wir einen mäßigen Wohlstand bewahren. In uns: das Herz, welches auch starr und streng sein sollte, und doch oft weichliche Gefühle nicht zu unterdrücken vermag. In eurem Süden soll's besser sein.

Varus.

Wie ich dir schon gesagt habe, du würdest bald unter duftenden Olivenhainen die von Regen und Frost schauernden Wälder des Nordens verachten.

Thusnelda.

Sie sind verächtlich, weshalb kommt ihr so weit her, sie zu erobern.

Varus.

Darüber zu reden, ist hier nicht Ort noch Zeit. Nur dies will ich dir vorläufig andeuten: wir mußten hier einige eurer Lande einstweilen besetzen, weil von Osten her germanische und slavische Völkerstämme einzubrechen drohen, denen ihr nicht hättet widerstehen können.

Thusnelda.

Nu — Wo ist mein Mann?

Varus.

Er spürt den Harz aus, und kehrt bald heim.

Thusnelda

(wird finster, lehnt den Kopf auf die rechte Hand und ihre Linke spielt mit einigen Brosamen:) Ei, wollt ihr wohl so liegen, wie ich will, oder seid ihr tapferer und widerspenstiger als freie Männer?

Varus.

Plötzlich ernst?

Thusnelda.

Ich wußte nicht. Ich spiele nur mit Krumen. (Für sich:) „er spürt den Harz aus!“ Ward er ein Hühnerhund und schnuppert für dies Volk?

Varus (steht auf:)

Wie ich sehe, stör' ich dich.

Thusnelda.

Du thust es nicht im Mindesten. Daß ich eben an meinen abwesenden Gatten dachte, verzeihst du wohl.

Varus.

— Bist du römisch gesinnt? So echt wie dein Gemahl?

Thusnelda.

Mich wundert die Frage. Wie sollt' und müßt' ich nicht? Ich bin nur Hermanns Hausfrau, er ist der Eurige, und was er denkt und thut, muß mir Gesetz sein. (Sie geräth in eine augenblickliche Aufwallung:) Doch hütet euch vor unsern Blondköpfen. Es versteckt sich viel dahinter.

Varus.

Wie fein du dich zur Zielscheibe deines Scherzes machst. So lang dein Haupt unter den Blondköpfen glänzt, bin ich sicher. — Lebe wohl. (Ab.)

Thusnelda.

Ich heuchelte Freundlichkeit und mache mir nun Vorwürfe. Still ihr Nachkläffer im Busen! — Wodan, strafe mich, erlöse nur das Land, um dessentwillen ich log. — Meine Berg mit den prächtigen Waldkämmen wollen sie niedertreten, unsre braven Burschen sollen in ihren Schlachtlinien dienen und verbluten. — Ich leid's nicht, und gibt Hermann die Schmach zu, werd ich der Kämpfer: Ich!

Hermanns Abfall von den Römern.

Erster Tag. (Morgen. Die Legionen in Marsch. Varus und Hermann zu Pferde vor ihnen. Die deutschen Hülfstruppen rechts auf den Bergen.)

Varus.

Da blitzt?

Hermann.

Die Weser.

Varus.

Jüngst trug ihr Rücken die mächtigsten Eisblöcke. Jetzt ist alles aufgelös't.

Hermann.

Es lös't sich bei uns Manches, ehe man daran denkt. Das Wasser ist hier zu Lande launisch. (Er sieht den Varus starr und trüb an.)

Varus.

Du bist ersichtlich nicht wohl.

Hermann.

Ein unbedeutender Fieberschauer. Die Luft ist zu regnicht und naßkalt.

Varus.

Der Feldarzt!

Der Feldarzt

(tritt vor:) Ich bin allemal derjenige, welcher in deiner Nähe harrt, Herr, und freue mich unendlich, wenn ich jetzt Gelegenheit gefunden haben soll, an dir meine Kunst zu practiciren und dir meinen guten Willen zu zeigen.

Varus.

Curire den Herrn da.

Feldarzt.

Was fehlt ihm?

Varus.

Sclav, weiß ich's? Siehe zu.

Feldarzt.

Ja so. — — Er leidet offenbar an Magenbeschwerden und ist zu vollblütig. Ein Clystier und ein Aderlaß werden ihn bald restauriren. — (Zu Hermann:) Erlaube mir, deinen Puls zu fühlen. — Sehr stark — 150 Schläge in der Minute. Meine Lanzette soll ihn besänftigen. (Er zieht sein Besteck heraus.)

Hermann.

Pfuscher, hüte dich vor der meinigen, dieser hier. (Er rüttelt seine Streitaxt.) Ich habe mich erholt.

Varus.

So schnell und stark, daß der Sclav davon läuft.

Hermann.

Weswegen nennst du ihn Sclav, und zwar mit einer gewissen Geringschätzung?

Varus.

Musikanten, Mimen, Astrologen, Astronomen, Mediciner, und andre Land- und Leutebetrüger, sind bei uns nur Sclaven.

Hermann.

Und einen dieser saubern Herren berufst du, daß er mich heile?

Varus.

Ich dachte, man thut des Guten nicht zu viel. Nützt der Kerl nicht, so schadet er doch auch nicht.

Hermann.

Freilich, ja. Ich danke dir. (Für sich:) Fast hätte ich geglaubt, er wäre aus echter Freundschaft so besorgt um mich gewesen, und ich wäre fast empfindsam geworden Doch ihm saß wohl nur im Kopf, daß er an mir einen guten Wegweiser verlieren möge. (Laut.) Die Truppen sind eingeschifft. Unzählige Boote tanzen auf den Wellen. Treten wir in das unsrige.

(Während des Einsteigens für sich.) Bin ich Charon?

Varus.

Die Weser hat fast die Größe des Tiberstroms.

Hermann.

Ihr Busen hat noch kein Rom aufgesäugt, sonst mein' ich unmaßgeblich, daß sie viermal so breit ist als euer Fluß.

Varus.

Holla, das Boot stürzt um!

Hermann.

Wir sind in der Mitte des Wassers, — da reißt es, — aber nicht bang: es reißt nicht ab wie ein Zwirnfaden, die Schiffer müssen nur mächtiger rudern.

Varus.

Außer der Zwirn-, Garn- und Leinwandfabrication habt ihr wohl wenig Manufacturen im Lande?

Hermann.

(hört nicht auf den Spott.) Wir sind am Ufer. — Steigen wir aus.

Ein Verillar.

Beim Pluto, giebts denn in dieser Gegend keinen besseren Weg für uns als just diesen? Bald schwellende Bäche, bald klebriger Sand, regentriefende Wälder und morastige Wiesen? Die Germanen oben auf den Bergen haben's zehnmal so gut als wir.

Zweiter Verillar.

Frag' den Hermann. Er reitet dem Varus zur Linken und flüstert immer in sein Ohr, als wär' er sein Orakel! Guck, da hat er ihm wieder was Angenehmes gesagt: der Proconsul lächelt.

Erster Verillar.

Er sollte dem glatten Ohrwurm weniger trauen.

Varus.

Der Scherz, den du mir erzählst, ist allerliebst. Er bezeugt, welche Naivität auch unter Naturmenschen, woraus doch meistentheils dein Volk besteht, wohnen kann. Es wäre was für Theokrit, für unseren feineren, ausgebildeteren Virgil freilich nicht. — Wie? — Fürst, links so weit mein Auge blickt, niederbrennende Dörfer und daraus eilende Einwohner?

Hermann.

Die Memmen sind bang vor der Ankunft unsres Heeres, und haben aus Angst die Kohlen zu löschen vergessen.

Varus.

Alle Bergkuppen hinter uns, vor uns, um uns werden lebendig.

Hermann.

Von den Flüchtlingen.

Varus.

Flüchtlinge? In Waffen?

Hermann.

Gönn' ihnen die. Sie retteten das Beste, was sie hatten, ihren letzten Schutz und ihre letzte Wehr.

Varus.

Dein Hülfsvolk weicht zu ihnen!

Hermann.

Es will sie verjagen.

Varus.

Ohne meinen Befehl?

Hermann.

Der Deutsche thut des Guten gern zu viel, auch unangefragt.

Varus.

Der Germane ist noch viel zu dumm, als daß er nicht anfragen müßte, eh' er etwas beginnt. Hole die Leute sofort von den Bergen zurück, und ich will ihnen dießmal ihren Subordinationsfehler verzeihen.

Hermann.

Quintilius Varus, das Verzeihen ist an uns, das heißt: an meinen Landsleuten und an mir! (Er sprengt auf die zur rechten Hand liegende Dörenschlucht, welche von Deutschen wimmelt.) Werden wir endlich eine Faust und sind wir nicht mehr die listig vom Feinde auseinandergestikkelten Fingerchen? — Marser, Cherusker, Bructerer, ihr Nationen alle, die ich um mich sehe, — Heil uns, es gibt noch genug Brüder und Genossen in des Vaterlandes weiten Auen! — — Ihr breitschulterigen Enkel der Cimbern, Ambronen und Teutonen, vergaßet ihr so leicht und so lange die Gefilde von Aquä Sextiä und Verona? Soll das Blut eurer Großeltern ungerächt ewig dort die Aecker düngen? Rüttelte mein Ahn, der Teutobach, vor Freude an seinen Ketten, als in Marius durch die Straßen der Tiberstatt führte, wie ein wildes Thier, das man dem Pöbel zu seinem Zeitvertreib zeigt? Würd's mir und euch nicht bald eben so oder gar noch schlimmer ergehen? — Schämt euch vor meinem Pferde. Ihr zaudert und überlegt. Es schäumt bereits vor Zorn!

Ein alter Cherusker.

Drückt auch dem Vieh nicht so hart die Sporen in den Balg. Das Luder fühlt wie ein andrer Mensch.

Hermann.

Er ist da, der Tag der Rache und Roms Siegestraum ist aus! Ihr meine Unterthanen, leidet keine Willkühr von mir, eurem angebor-

nen Herrscher, und duckt euch nun unter fremde Tyrannei? Pfui!

Viele Cherusker.

Er wird wieder unser!

Hermann.

War's immer! Welch ein Dumbart wär' ich, wollt' ich was sein ohne mein Volk? Kein Joch, und wär' es sterngeschmückt oder wetterleuchtend, wie der Himmelsbogen, soll fortan uns wieder zwängen oder einschüchtern. Jene Ratten da unten sind in der Falle unsrer Thäler und Gebirge. Und hinter ihnen die Männer des Harzes, welche sich selbst aufstöberten, hier auf der Höhe wir, Cherusker, Bructerer, Marser, Teucterer und viele andre edle Stämme — gegenüber blitzen von der Elbe die blutlechzenden Speere unserer Verbündeten, und dort in Mittag regen sich auf den Hügeln schon die vorschnellen chattischen Reiter, um den Rest der systematisirten, einexercirten, betitulirten Raubhorden, wenn wir etwas davon entlassen sollten, mit Schwertern in vernichtenden Empfang zu nehmen. Nur der Gewaltige, welcher über Böhmen seinen Herrscherstab gelegt hat, bleibt trotz allem Freiheitsschrei taub, und nur aus Eifersucht auf mich. Marbod, kämst du nur, ich begnügte mich gern mit der zweiten Stelle. Doch kämpfen wir mit doppelter Kraft, so haben wir allein Ehre!

Ingomar.

Wärst du nicht mein Neffe, und schickte es sich für einen Oheim, sein Schwesterkind zu loben, ich sagte: Junge, du hast es klüger eingerichtet, als ich gethan hätte.

Ein Alter.

Aber, aber —

Hermann.

Was hast du auf der Zunge?

Der Alte.

Du haſt den Kaiſer jahrelang getäuſcht und betrogen!

Hermann.

Betrog er uns nicht auch? Ich gebrauchte gleiche Waffen gegen gleiche. Macht ihr mit eurem Meſſer es anders, wenn euch ein Bär mit ſeinen Zähnen packt?

Der Alte.

Ein Kaiſer und ein Bär iſt ein Unterſchied. Ich ſage nichts. Nur dieſes: beſſer und ehrlicher iſt auch beſſer und ehrlicher, als —

Hermann.

Halt's Maul mit deinen kleinlichen Bedenklichkeiten. Geh' in deine Rotte! (Der Alte entfernt ſich. Hermann faßt an ſeinen Panzer) Erz der Cäſaren, unter die Füße! (Er löſ't die Spangen) Kerker, ſpringe auf! (Er zertritt die Rüſtung) Tyranneneis! Ich fror nur zu lang in dir! (Sein Schwert wegwerfend) Fort meuchelmörderiſcher Dolch, ich will ein deutſches Schwert, breit und hell und dreimal ſo lang als dieſer Scorpionsſtachel! — O hätt' ich meinen Hermelin und meine alten Waffen.

Ein grauer Knecht.

Hier iſt alles, Mantel, Schild und Degen.

Hermann.

Was?! — Arnold, mein alter, treuer Burſch, wie kommt das?

Arnold.

Das kommt ſo: als du abfielſt und von uns gingeſt, dacht' ich, er kehrt ſchon wieder, wird unter dem fremden Volk ſchon zur Beſinnung gelangen, — er hat mir ſeine Kleidung und ſeine Waffen anvertraut, um ſie zu putzen, und bei ſeiner Abreiſe zwar vergeſſen nach ihnen zu fragen, ich aber will jeden Morgen daran bürſten

und glätten wie sonst, er könnte jeden Nachmittag zurück sein und sich hinein stecken wollen.

Hermann.

Daß du dich fleißig gequält hast, sieht man. Der Schild ist abgeschabt, als wär' er zehntausendmal umgeschruppt, und der Hermelin hat fußlange Zasern. — — Graukopf, werde nicht böse über meinen Scherz. Du hast es gut gemeint. Fürerst nimm diese Rolle Gold, und meine Liebe.

Arnold.

Wenn du erlaubst, so theil' ich das alles mit meinen Gefährten.

Hermann.

Das sei. Nächstens mehr. (Sich den Mantel umlegend) Ha, wie warm werd' ich! (Schild und Speer ergreifend) Rom, sieh zu, wie wir Germanen zu siegen oder zu fallen wissen!

Die Deutschen.

(untereinander:) Auch in unsern Kleidern wieder? Nun ist er auch in unseren Seelen. Hoch Hermann! (Sie stoßen in ihre Stierhörner.)

Hermann.

Bin ich in euren Seelen, braucht ihr das nicht auszublasen. Behaltet's lieber bei euch, so bleib ich einheimischer.

Aber kommt der Feind, so wird Musik beim Kampf nicht schaden. Und er naht.

Aus den „Reisebildern"

von Heinrich Heine.

Die Wanderung auf den Brocken.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar: er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen: in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich-blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Déjeuner dinatoire, das aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen,

und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brod gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinsicht, Respect habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe hinaufgeschwungen und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Collegen im Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchen-Zungen, wie mit tausend Mädchen-Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnlichen Kräutlein erzählen sich sinnliche Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinauf steigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeer-Sträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgis-

Nacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergecke ihre ästhetische Thee-Gesellschaft hielten, sich gemüthlich die Zeitung vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpften, als Universal-Genie priesen, und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als sie auf den „Ratkliff" und „Almansor" geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprachen, da sträubte sich das Haar des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberg-Geschichten zu denken, und besonders an die große, mystische, deutsche National-Tragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufklettere, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, blos aus einem Parterre besteht und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der

Kälte im Winter: das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in frühern Zeiten, den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Brocken.

Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles beim ersten Hinabschauen vom Brokken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverstandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriffe zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns klar und deutlich, wie ein Riesen-Panorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erscheint Alles wie eine scharfgezeichnete, rein illuminirte Specialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich schöne Landschaften erfreut; wie es immer geschieht, daß wir deutschen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu geben. Der Berg hat so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesen-Augen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr sehen, als wir Zwerge,

die wir mit unsern blöden Aeuglein auf ihm herumklettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Blocksberg ist der lange Herr Philister!“ Aber das ist Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er sich einen Anstrich von Philiströsität: aber, wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, daß der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, zum Beispiel die erste Mainacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Uebrigen, recht echt deutsch romantisch verrückt.

(Geschrieben auf der Insel Norderney.)

— — — Die Eingebornen sind meistens blutarm und leben vom Fischfang, der erst im Monat October, bei stürmischem Wetter, seinen Anfang nimmt. Viele dieser Insulaner dienen auch als Matrosen auf fremden Kauffahrteyschiffen und bleiben jahrelang vom Hause entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von sich zukommen zu lassen. Nicht selten finden sie den Tod auf dem Wasser. Ich habe einige arme Weiber auf der Insel gefunden, deren ganze männliche Familie solcher Weise umgekommen; was sich leicht ereignet, da der Vater mit seinen Söhnen gewöhnlich auf demselben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für diese Menschen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim ist ihnen allen am wohlsten zu Muthe. Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühen-

der und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens stopfen und mitten in der duftigen Heimath des Frühlings sehnen sie sich wieder zurück nach ihrer Sandinsel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Heerde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der sich von gekochtem Seewasser nur durch den Namen unterscheidet, und eine Sprache schwatzen, wovon kaum begreiflich scheint, wie es ihnen selber möglich ist, sie zu verstehen.

Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innige mystische Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geisteshöhe, oder, besser gesagt, Geistesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfnisse und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Gesinnungen, daher leichtes Verständniß unter einander; und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen, ehe sie gesprochen werden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtnisse, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie unter einander so viel Lachen, oder Weinen, oder Andacht, wie wir bei unseres Gleichen erst durch lange Expositionen, Expectorationen und Declamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geistig einsam, durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte, besondere Lectüre hat jeder von uns eine verschiedene Charakterrichtung empfangen, jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die Andern, und des Mißverständnisses wird

so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall so beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

Ich gehe hier oft am Strande spatzieren und gedenke der seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mit zu geben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressirt sind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Mährchens von dem Fischerknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauscht hatte, und nachher mit seiner Geige die Menschen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorspielte. Diese Sage erzählte mir einst ein lieber Freund, als wir, im Conzerte in Berlin, solch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelssohn-Bartholdy, spielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Insel. Das Wetter muß aber schön sein, die Wolken müssen sich ungewöhnlich gestalten, und man muß rücklings auf dem Verdeck liegen, und in den Himmel sehen, und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die, wie süße Ahnung, in der Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man sich alle Tage wiedersehen könnte. Nur des Nachts hat

das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meere etwas Unheimliches; man will sich dann einbilden, die besten Freunde, die wir seit Jahren nicht gesehen, führen schweigend vorbei, und man verlöre sie auf immer.

Ich liebe das Meer, wie meine Seele.

Oft wird mir sogar zu Muthe, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen: so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verschwinden wieder — „Evelina!"

Geht man am Strande spatzieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende, große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht und dieses, wie von einer riesigen Glorie, umstrahlt wird.

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich anbetrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen beibringen; aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen, schon seit undenklichen Zeiten, Rehböcke geschossen haben, so findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und soll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemali-

gen Collegen losdrücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß, nach abgesteckter Mensur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüstet es jetzt solche Jäger, wieder einen Menschen zu jagen, so müssen sie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen sah. Der arme Mensch hatte sich schon in der schwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannöverische Junker, die dort Humaniora studierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Mensch lief, und er war todtenblaß und er trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube, galoppirten die wohlgenährten, edlen Jünglinge, auf hohen Rossen, deren Hufe zuweilen den gehetzten, keuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möven, die gar zu sicher umherflatterten, und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen; aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möve todt zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Mövchen geworden, die noch unbefiedert, im Sandneste der großen Dühne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahnete schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar ward mir zu Muthe,

wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wanderte, — hinter mir flache Dühnen, vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkugel — ich erschien mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet strebte immer höher als die gothischen Pfeiler, und wollte immer herausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben mir, beim ersten Anblick, die kolossalen Felsen, in ihren kühnen Gruppirungen, ziemlich imponirt; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmassen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerschlagenen Riesenpallastes, worin sich meine Seele vielleicht comfortabel befunden hätte.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.

(Altes Stück.)

Madame! das alte Stück ist eine Tragödie, obschon der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön, und doch so scharf geschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen, und gewiß aus meinem

Rücken wieder herauszuckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinnst der sonnigsten Töne, und meine Seele ward darin verstrickt und würgte sich und quälte sich. Ich selbst — es ist der Graf von Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und dachte schon im ersten Acte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitsammt dem Kopfe herunter zu schießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burstah, wo ich ein paar schöne Pistolen in einem Kasten ausgestellt fand — ich erinnere mich dessen noch sehr gut, es standen daneben viel freudige Spielsachen von Perlemutter und Gold, eiserne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantassen mit zärtlichen Devisen, Schnupftabacksdosen mit hübschen Bildern — aber ich kaufte doch die Pistole, ohne viel zu dingen, und dann kauft' ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbescheiden, und ließ mir Austern und ein Glas Rheinwein vorstellen. —

Essen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen in's Glas, und im Glas sah ich die liebe Heimath, den blauen, heiligen Ganges, den ewigstrahlenden Himalaga, die riesigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, seltsam träumerische Blumen sahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten wild, flimmernde Sonnenstrahlen und süßnärrische Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Priestergebete, und dazwischen klang die schmelzend kla-

gende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte sie stürmisch auf und nieder, sie zerriß ihren silbernen Schleier, sie stieß zu Boden die schwarze Sklavin mit dem Pfauenwedel, sie weinte, sie tobte, sie schrie. — Ich konnte sie aber nicht verstehen, der Keller des Signor Unbescheiden ist 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die schöne Sultanin schon todt seit 3000 Jahren — und ich trank hastig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger. — Ich war zum Tode verurtheilt —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufstieg, hörte ich das Armesünderglöckchen läuten, die Menschenmenge wogte vorüber; ich aber stellte mich an die Ecke der Straße San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Mährchen giebt es gold'ne Schlösser,
Wo Harfen klingen, schöne Jungfrau'n tanzen,
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrth' und Rosen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerstieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt
Und krächzend Nachtgevögel und Morast.
So hab' auch ich, mit einem einz'gen Worte,
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen rothgefärbt
Und in die Hand ein Zepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß, sie gleichfalls roth zu schminken,
Und Mäuse springen um die Königsnase,
Und spotten frech des großen, goldnen Zepters. —

Es ist allgemein recipirt, Madam, daß man einen Monolog hält, ehe man sich todt schießt. Die meisten Menschen benutzen bei dieser Gelegenheit das hamletische „Sein oder Nichtsein.“ Es ist eine gute Stelle und ich hätte sie hier auch gern citirt — aber, jeder ist sich selbst der Nächste, und hat man, wie ich ebenfalls Tragödien geschrieben, worin solche Lebensabiturienten-Reden enthalten sind, z. B. den unsterblichen „Almansor“, so ist es sehr natürlich, daß man seinen eigenen Worten, sogar vor den Shakespearschen, den Vorzug giebt. Auf jeden Fall sind solche Reden ein sehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigstens Zeit — Und so geschah es, daß ich an der Ecke der Strada di San Giovanni etwas lange stehen blieb — und als ich da stand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie! Sie trug ihr blauseidenes Kleid, und den rosarothen Hut, und ihr Auge sah mich an so mild, so todtbesiegend, so lebenschenkend — Madame, Sie wissen wohl aus der römischen Geschichte, daß, wenn die Vestalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, so hatten sie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat sie mich vom Tode gerettet, und ich stand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und sie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Und sie ließ mich am Leben, und ich lebe und das ist die Hauptsache.

Mögen andre das Glück genießen, daß die Geliebte ihr Grabmahl mit Blumenkränzen schmückt und mit Thränen der Treue benetzt —

O, Weiber! haßt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laßt mich leben! Das Leben ist gar zu spaßhaft süß; und die Welt ist so lieblich verworren; — —

Und ich lebe! Der große Pulsschlag der Natur bebt auch in meiner Brust, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tausendfältiges Echo. Ich höre tausend Nachtigallen. Der Frühling hat sie gesendet, die Erde aus ihrem Morgenschlummer zu wecken, und die Erde schauert vor Entzücken, ihre Blumen sind die Hymnen, die sie in Begeisterung der Sonne entgegensingt. — Die Sonne bewegt sich viel zu langsam, ich möchte ihre Feuerrosse peitschen, damit sie schneller dahinjagen. — Aber wenn sie zischend in's Meer hinabsinkt, und die große Nacht heraufsteigt, mit ihrem großen, sehnsüchtigen Auge, O! dann durchbebt mich erst die rechte Lust, die Abendlüfte legen sich an mein brausendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und schwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menschen.

Aber einst wird kommen der Tag, und die Glut in meinen Adern ist erloschen, in meiner Brust wohnt der Winter, seine weißen Flocken umflattern spärlich mein Haupt, und seine Nebel verschleiern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einsamer Halm, den der Schnitter vergessen, ein neues Geschlecht ist hervorgeblüht mit neuen Wünschen und neuen Gedanken, voller Veränderung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen sind verschollen, und ich selbst bin verschollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es springen

heran zu mir die rosenwangigen Knaben und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und sprechen lachend: Du hast schon lange geschwiegen, du fauler Graukopf, sing' uns wieder Gesänge von den Träumen deiner Jugend.

Dann ergreif' ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerrinnen, Thränen blühen wieder aus meinen todten Augen, es frühlingt wieder in meiner Brust, süße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich sehe wieder den blauen Fluß und die marmornen Paläste, und die schönen Frauen- und Mädchengesichter — und ich singe ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied sein, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küßt wieder meine Wangen, die Geisterchöre verstorbener Nachtigallen flöten aus der Ferne, schlaftrunken schließen sich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabstein beschatten. Ich hätte gern eine Palme, aber diese gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde sein, und Sommerabends werden dort die Liebenden sitzen und kosen; der Zeisig, der sich sausend in den Zweigen wiegt, ist verschwiegen, und meine Linde rauscht traulich über den Häuptern der Glücklichen, die so glücklich sind, daß sie nicht einmal Zeit haben zu lesen, was auf dem weißen Leichensteine geschrieben steht. Wenn aber späterhin der Liebende sein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde, und seufzt und weint, und betrachtet den Leichenstein lang und oft und liest darauf die Inschrift: — Er liebte die Blume der Brenta.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben sah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die sich in seinen frommen Wellen bespiegeln. Niemals lag ich träumend unter indischen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Jagernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben so wenig jemals in Kalkutta wie der Kalkuttenbraten, den ich gestern Mittag gegessen. Aber ich stamme aus Hindostan, und daher fühl' ich mich so wohl in den breiten Gangeswäldern Valmikis, die Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidasas blüh'n mir hervor die süßesten Erinnerungen, und als vor einigen Jahren eine gütige Dame in Berlin mir die hübschen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, schienen mir die zartgemalten, heiligstillen Gesichter so wohlbekannt, und es war mir, als beschaute ich meine eigene Familiengallerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiß seinen Nalus und sein Conjugationssystem des Sanskrit gelesen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daß ich aus dem Haupte Bramahs entsprossen bin, und nicht aus seinen Hühneraugen; ich vermuthe sogar, daß der ganze Mahabarata mit seinen 200000 Versen bloß ein allegorischer Liebesbrief ist, den mein Urahnherr an meine Urältermutter geschrieben. — O! sie liebten sich sehr, ihre Seelen küßten sich, sie küßten sich mit den Augen, sie waren beide nur ein einziger Kuß —

Eine verzauberte Nachtigall sitzt auf einem rothen Korallenbaum im stillen Ocean, und singt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muschelzellen, die wunderbaren Wasserblumen schauern vor Weh=

muth, die klugen Meerschnecken mit ihren bunten Porzelianthürmchen auf dem Rücken kommen herangekrochen, die Seerosen erröthen verschämt, die gelben, spitzigen Meersterne und die tausendfarbigen gläsernen Quabben regen und recken sich und alles wimmelt und lauscht. —

Nein ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes schönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit wächst und im Herbst gepflückt, gekeltert, in Fässer gegossen und in's Ausland geschickt wird. —

— Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, es leben da 16000 Menschen und viele hunderttausend Menschen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter sind manche, von denen meine Mutter sagt, es wäre besser sie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr von Geldern und der junge Herr von Geldern, die beide so berühmte Doctoren waren, und so viele Menschen vom Tode kurirt, und doch selber sterben mußten. Und die fromme Ursula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch da begraben, und es wächst ein Rosenstrauch auf ihrem Grabe — Rosenduft liebte sie so sehr im Leben und ihr Herz war lauter Rosenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend sah er aus, als ich ihn zuletzt sah! Er bestand nur noch aus Geist und Pflastern und studierte dennoch Tag und Nacht, als wenn er besorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in seinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt

dort, und daran bin ich Schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Bret, das über den Bach lag, riß das Kätzlein aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl.

Novelle von C. Brentano.

Es war Sommers Frühe, die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen und verstummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da sah ich, nach Hause gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um Jemand, der auf den Thürstufen saß, versammelt.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem

machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren schwarzen wachsleinen Hut tiefer in die Augen, legte sich ihr Bündel unter den Kopf und gab auf keine Frage Antwort.

Was fehlt dieser alten Frau? fragte ich einen der Anwesenden, da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kommt sechs Meilen Wegs vom Lande, sie kann nicht weiter, sie weiß nicht Bescheid in der Stadt, sie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann sich nicht hinfinden. Ich wollte sie führen, sagte Einer, aber es ist ein weiter Weg und ich habe meinen Hausschlüssel nicht bei mir. Auch würde ich das Haus nicht kennen, wo sie hin will. Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben, sagte ein Neuhinzugetretener. Sie will aber platterdings, antwortete der Erste, ich habe es ihr längst gesagt: ich wolle sie nach Hause bringen, doch sie redet ganz verwirrt, ja sie muß wohl betrunken sein. — Ich glaube, sie ist blödsinnig. Aber hier kann sie doch in keinem Falle bleiben, wiederholte Jener, die Nacht ist kühl und lang.

Während allem diesem Gerede war die Alte, gerade als ob sie taub und blind sei, ganz ungestört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals sagte: Hier kann sie doch nicht bleiben, erwiederte sie, mit einer wunderlich tiefen und ernsten Stimme:

Warum soll ich nicht hier bleiben, ist dies nicht ein herzogliches Haus, ich bin achtundachtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von seiner Schwelle treiben. Drei Söhne sind in seinem Dienste gestorben, und mein einziger Enkel hat seinen Abschied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht sterben, bis er in einem ehrlichen Grabe liegt.

Achtundachtzig Jahre und sechs Meilen gelaufen! sagten die Umstehenden, sie ist müde und

kindisch, in solchem Alter wird der Mensch schwach.

Mutter, sie kann aber den Schnupfen kriegen und sehr krank werden hier, und Langeweile wird sie auch haben, sprach nun einer der Gesellen und beugte sich näher zu ihr.

Da sprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

O laßt mir meine Ruhe, und seid nicht unvernünftig; ich brauche keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile: es ist ja schon spät an der Zeit, achtundachtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist, und hat Schicksale, und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen.

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch dastanden, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie achtundachtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannigfach erschüttert. Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig wie diese gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich

dann den Freund finden, wie sie? Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde schon in dem Sande vor dem Thore umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So sprach ich zu mir selbst, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halb laut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt und trat zu ihr hin und sprach: Mit Gott, fromme Mutter, bete sie auch ein wenig für mich! — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: Hab tausend Dank, mein lieber Herr, daß Du mein Gebet erhört.

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? ich wüßte nicht.

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: Lieber Herr, gehe er doch nach Haus und bete er fein und lege er sich schlafen. Was zieht er so spät noch auf der Gasse herum, das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um, und suchet, wo er sich einen erfange. Es ist Mancher durch solch Nachtlaufen verdorben: wen sucht Er, den Herrn? der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gasse. Sucht er aber den Feind, so hat er ihn schon; gehe er hübsch nach Haus und bete er, daß er ihn los werde. Gute Nacht.

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite, und steckte den Thaler in ihren Reisesack. Alles, was die Alte that, machte einen eigenthümlichen ernsten Eindruck auf mich, und ich sprach zu ihr: Liebe Mutter, Ihr habt wohl Recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält, ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das ist schon geschehen, sagte sie: als ich ihn so durch den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott: er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe er sie und gehe er fein schlafen.

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe nnd ergriff ihre dürre Hand und sagte: Lasset mich hier bei Euch sitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher Ihr seid, und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hülfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung waret. —

Daß ich nicht wüßte, erwiederte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; er ist noch zu jung, da verwundert man sich über Alles, mir ist Alles schon so oft wieder vorgekommen, daß ich es nur mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meinet. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er auch einem gerade nicht Noth thut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe er drum immer sitzen und sehe er, was er mir helfen kann. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebenzig Jahre, daß ich hier in diesem Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt. Was die Zeit herumgeht! es ist, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebenzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand. Hier haben wir uns auch versprochen. Wenn er hier — aber still, da kömmt die Runde vorbei.

Da hob sie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in schönen Mondnächten, vor der Thür zu singen, und ich hörte mit innigem Vergnügen, folgendes schöne alte Lied von ihr:

Wann der jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternlein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn,
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein sitzen;
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen,
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen,
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. Ach, sagte sie, es ist heute der sechszehnte Mai, es ist doch Alles einerlei, gerade wie damals, nur haben sie andere Mützen auf. und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut ist! Der Offizier der Runde blieb bei uns stehen und wollte eben fragen, was wir hier so spät zu schaffen hätten, als ich den Fähndrich Graf Grossinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich sagte ihm kurz den ganzen Handel, und er sagte, mit einer Art von Erschütterung: hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Rose, — die er in der Hand trug — so alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu sagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. Hiermit schieden wir, denn der Posten der nahgelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: Wer da! Er sagte mir noch,

daß er die Wache am Schlosse habe, ich solle ihn dort besuchen. Ich ging zu der Alten zurück und gab ihr die Rose und den Thaler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit und befestigte sie auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feineren Stimme und fast weinend die Worte sprach:

Rosen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen.

Ich sagte zu ihr: Ei Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden, und sie erwiederte:

Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder,
Oben stund er,
Nun bergunter,
's ist kein Wunder!

Schau' er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzen geblieben, es ist Alles einerlei, glaub' er mir; heut sind es siebenzig Jahre, da saß ich hier vor der Thür, ich war eine flinke Magd und sang gern alte Lieder. Da sang ich auch das Lied vom jüngsten Gericht wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Rose in den Schooß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heut wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter sind mir gestorben, vorgestern hat mein Enkel seinen Abschied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme sich seiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was

sag' ich morgen, ist es nicht schon Mitternacht vorbei?

Es ist zwölfe vorüber, erwiederte ich, verwundert über ihre Rede.

Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat, sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: Mutter, steckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Noth! erwiederte sie; den ersten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der soll ihn genießen Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen, und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele! — ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber auf die Ehre war er vor Allem ganz erstaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer gesprochen: wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Uhlanen. Als er zum ersten Mal aus Frankreich zurückkam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zu viel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, Jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter, seine Mutter, hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie

konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Uhlan erzählte von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Uhlan: Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe! Da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: wie kannst Du Deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? war er doch Unteroffizier im N... schen Regimente, und muß es besser als Du verstehen, der nur Gemeiner ist. Ja, sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, das war ich, und habe manchem vorlauten Burschen fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Compagnie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben, mit ihrer Ehre. Die Rede that dem Uhlanen gar weh, und er sagte: ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen König sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exceß machte, wurde ein Unteroffizier vorcommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde und drückte mit dem Fuß los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen; seht Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leibe hatte! — Ein Narr war es, sprach der Bruder, — freß deine Ehre, wenn du Hunger hast! brummte der Vater. Da nahm mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Haus und

kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir Alles und weinte die bittersten Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen: die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: Gib Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathchen von mir auf dem Edelhofe diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hausen; — sie werden auch wohl bald zusammenkommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Pathchen wird ihn heut erhalten, und die Aussteuer hab ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter Niemand sein als ich. Da ward die Alte wieder still und schien zu beten.

Als der Wächter 1 Uhr anrief, sagte die Alte: nun habe ich noch zwei Stunden; ei, ist er noch da, warum geht er nicht schlafen, er wird morgen nicht arbeiten können, und mit seinem Meister Händel kriegen. Von welchem Handwerk ist er denn, mein guter Mensch?

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sei; ich besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert mich anschaute und sprach:

Welch' ein Handwerk er treibt? frage ich, warum will er mir's nicht sagen, treibt er kein ehrlich Handwerk, so greif er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will, meinethalben sei er, wer er will, sag' er's, wer er ist! Wenn er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, er sei ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständniß schlagen könnte: Liebe Mutter, sagte ich, ich bin ein Schreiber. Nun, sagte sie, das hätte er gleich sagen sollen, er ist also ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger, und ein gutes Herz, sonst wird einem darauf geklopft. Ein Schreiber ist er? kann er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird, und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?

Eine Bittschrift, liebe Mutter, sprach ich, kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt sein soll.

Nun, das ist brav von ihm, erwiederte sie, Gott lohne es Ihm, und lasse Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in seinem Alter einen so ruhigen Muth und eine so schöne Nacht mit Rosen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm Noth thut. Aber jetzt gehe er nach Haus, lieber Freund, und kaufe er einen Bogen Papier und schreibe er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, er kann mitgehen, sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar.

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schooß. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut euch so weh, Ihr weint, sprach ich.

Nun warum soll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittschrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft nichts, es ist doch Alles viel, viel besser auf Erden, als wir Menschen es verdienen, und gallenbittre

Thränen sind noch viel zu süße. Sehe er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott Alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat, aber der Mensch erkennt es nicht, und ein solch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was sitzt er denn immer da, gehe er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe er mir die Bittschrift.

Liebe Mutter, sagte ich, wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll.

Das muß ich ihm sagen? erwiederte sie, dann ist es freilich keine Kunst, und wundre ich mich nicht mehr, daß er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm Alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' er in die Bittschrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen sollen, und daß sie einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt: ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn. Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnete, ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach:

Mein Enkel, der Uhlan, von dem ich ihm erzählte, hatte doch mein Pathchen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und sagte ihr immer, sie solle auf ihre Ehre halten, und auch auf seine Ehre. Da kriegte denn das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Gesicht und

in ihre Kleidung von der Ehre, sie war feiner und manierlicher, als alle andre Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leibe, und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder sie etwa höher als der Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie bitterlich darüber bei mir weinen, und sprach dabei immer: es sei wider ihre Ehre. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen, und hätte sich lieber an unsern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen, in aller Noth, uud hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen, statt ihrer Menschenehre. Der Herr hätte sich gewiß erbarmt und wird es auch noch, ach, sie kommen gewiß zusammen, Gottes Wille geschehe!

Der Uhlan stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank gelegen und als er wieder zu seinen Kameraden kam, und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so übers Maul gefahren: er sei nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geschichte vom französischen Unteroffizier und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge. Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferd, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und sollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte so sehr er konnte, ohne seinem Pferde wehe zu thun, welches er besser pflegte, als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich nach Hause zu eilen, es war der Tag

vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe sie vor seinem Pferde her, und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich saß an diesem Tage auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre, ich hatte Blümlein Vergiß nicht mein in einen Kranz gebunden und an das eingesunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte, hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimath schenkt, daß wir fein beisammen sind, wenn's heißt: Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt zum jüngsten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar zu sehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an diesen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen kleinen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren. —

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopfe; als ich aber die letzten Worte wiederholte: den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren, — fuhr sie fort: wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu, fragte ich, welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter? Da sagte sie ernst: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein Ende nähme, was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in ihrer Erzählung fort.

Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorfe angekommen, aber Morgens hatte ihm sein Wirth im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sei, und dabei gesagt: mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deswegen den

Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorfe, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters kannte, sprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kasper zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und Stiefbruder gesund seien, und daß es recht gut mit ihnen gehe; sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen, sein Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre, und gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller: er kenne sie nicht, aber wenn es die sei, die auf dem Rosenhofe gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermiethet, weil sie eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sei; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhof gehört. Das freute den Kasper auch; wenn es ihm gleich leid that, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einen Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sei, mit Ihr am Sonntag spazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, sie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett, und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper

der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis' und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt; es war ihm mehrmals, als trete seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe, dann war es ihm, als sei er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuße als Todter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weine heftig, daß ihn seine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sei sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerls Grab sei auch dabei, und er gäbe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er sich umgeschaut und Niemand mehr gesehen als mich und die Annerl, die habe einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sei dann auch in's Grab gestiegen, und habe gesagt: Ist denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir in's Grab schießen will als einem braven Soldaten, und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Ueber dem Schuß wache er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm als klirrten die Fenster davon, er sah um sich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus seinem Bett, und griff nach seinem Säbel, in dem Augenblicke ging seine Thüre auf, und er sah beim Vollmondschein zwei Männer mit berußten Gesichtern mit Knitteln auf sich zustürzen, aber er setzte sich zur Wehre, und hieb dem Einen über den Arm, und so entflohen Beide, indem sie die Thüre, welche nach

außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thüre einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kasper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferde und Felleisen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab und Gut, und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sei, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn von der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Uhlan: Lieber Kasper, sei er zufrieden, ich verdanke ihm die Rettung meines Vermögens, auf diesen Sack, der oben in seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und seiner Vertheidigung verdanke ich alles; mir ist nichts gestohlen; die sein Pferd und sein Felleisen im Stall fanden, müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen sein, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sei, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, ihm seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, so will ich ihm einen kaufen, so theuer er sein mag. Kasper sagte: geschenkt nehme ich nichts, das ist gegen meine Ehre, aber wenn er mir in Nothfall siebzig Thaler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich schaffe sie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden sie einig, und der Uhlan trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die

Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unserm Dorfe eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; ein und funfzig Thaler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub, und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muthe, und so kam er um ein Uhr in der Nacht in seiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, dessen Haus das erste von dem Dorf ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe sei, der Pferde habe, und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herum patrouilliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme, indessen wolle er andre Leute zu Fuß aussenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg, nach dem väterlichen Hause; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenster hörte, daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: Gelobt sei Jesus Christus! liebe Großmutter, Kasper ist hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir sein Unglück

mit großer Eile und sagte, welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe, er müsse drum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzusetzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. Thue deine Pflicht und gieb Gott allein die Ehre, sagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Kniee, und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen, ach, ich betete mit einer Angst wie niemals, und mußte dabei immer sagen: Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.

Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still, er sah im Mondschein, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen; der eine sprach: das verfluchte Zeug geht nicht herunter, da sagte der Andre: komm' erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben? Ja, sagte der Andre. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stallthüre hinter ihnen und schrie: Im Namen des Herzogs ergebt euch, wer sich widersetzt, den schieße ich nieder! Ach, da hatte er seinen Vater und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre ist verloren! schrie er, ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes. Als die Beiden im Stall diese Worte hörten, ist ihnen bös zu Muthe geworden, sie schrien: Kasper, lieber Kasper, um Gottes-

willen, bring uns nicht ins Elend, Kasper, du sollst ja alles wieder haben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: meine Ehre, meine Pflicht, und da sie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten und ein Fach in der Lehmwand einstoßen, um zu entkommen: schoß er ein Pistol in die Luft, und schrie: Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher der Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Thüre öffnen, der aber sagte: ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da trat der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! Hier im Stalle habe ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben. Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn, und schleppten sie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleisen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Der Tag war angebrochen; ich war auf der Wiese gewesen, und hatte für mich und den Kasper zwei Kränze von Blümlein Vergiß nicht mein geflochten, ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritt zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorfe, und weil ich das Getümmel nicht mag, und am liebsten alleine bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich sah den

Dampf in die Höhe steigen, und eilte auf den Kirchhof. O, du lieber Heiland! erbarme dich sein. Kasper lag todt auf dem Grabe seiner Mutter, er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen, auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, befestigt hatte; durch diesen Kranz hatte er sich in's Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte die Erde thäte sich unter mir auf bei dem Anblick, ich stürzte über ihn hin und schrie immer: Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du gethan? ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt, o warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir alles gesagt; Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden! Ich wußte nicht, daß er sich wegen dieser das Leid angethan, ich glaubte, es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger: der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden, der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen. Der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht gesehen? ich zeigte hin, wo er lag, er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe, er schüttelte ihn, da sah er das Blut niederstürzen. Jesus Marie! rief er aus, der Kasper hat Hand an sich gelegt. Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters, es war ein Wehgeschrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder still und ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt

mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt?

Ei, das kann er sich doch wohl denken, fuhr sie ganz ruhig fort, um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentage mitbringe, es ist ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, seh' er einmal.

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, sagte ich: wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz mitbringet?

Lieber Mensch, sprach sie, komme er nur mit, er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun stand sie auf, und betete ihren Morgensegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleidung in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die stillen Gassen.

Seh er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube; der todte Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Uhlanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir

heute Morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er Alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag; dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden: da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift geschrieben. Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kasper: Auch ich kann meine Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach, bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen, ach! sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Lebenlang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm

doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der schlechter wäre, als ich; und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir Alle beisammen! Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, diese meine Brieftasche gehört dein. Adieus, herztausender Schatz, Adieus, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl — Gott erbarme sich meiner — ach, meine Verzweiflung ist groß!

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edlen unglücklichen Menschen nicht ohne bittre Thränen lesen. — Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn er hierin nur helfen könnte.

Wie so, liebe Mutter? fragte ich, was können diese letzten Worte dazu beitragen. Ja gewiß, erwiederte sie, der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter

hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse.

Seid nur getröstet, liebe Mutter, sagte ich, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiederte die Alte! sehe er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich denn gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübniß.

Was ist denn nun mit der schönen Annerl? fragte ich die Alte, bald sagt Ihr: sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht; sagt mir doch Alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem Andern, ist sie todt, krank? Ich muß Alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann.

Da erwiederte die Alte: Ach, lieber Schreiber, es ist nun so, Gottes Wille geschehe! sehe er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper sich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig, ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott sich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja ich sage Ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt.

Als mein Pathchen, die schöne Annerl, ihre

Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mords gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager und es that ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe schöne Annerl als mein Pathchen übergab, und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte: Liebe Anne Margreth, wenn du durch das Städtchen kommst, wo der arme Jörg gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte, auf meinem Todesbette: er solle sich zu Gott bekehren, und das ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde und daß ich ihn schön grüßen lasse. — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahre alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

Ich mußte durch das Städtchen, wo der Jäger Jürge gefangen saß; da kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister Franz berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen.

Da trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der dem Scharfrichter ankündigte; daß morgen früh um sechs Uhr der Jäger Jürge soll geköpft werden; und da der Bürgermeister mich gefragt, wer ich sei, wo ich her komme und hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Base erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, sagte er mir: Ihr sollt ihn ausrichten, ich will Euch selbst zu ihm führen, er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Ster-

benden in seinen letzten Stunden rühren. Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf seinen Wagen, der vor der Thür hielt und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

Er hieß mich zu seiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Essen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder; und als ich dem die letzten Worte meiner Base erzählte, fing er bitterlich an zu weinen, und schrie: ach Gott! wenn sie mein Weib geworden, wäre es nicht so weit mit mir gekommen. Dann begehrte er, man solle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das versprach ihm der Bürgermeister, und lobte ihn wegen seiner Sinnesveränderung und fragte ihn: ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da sagte der Jäger Jürge: ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte zugegen sein mögen, das wird mir das Herz stärken in meiner letzten Stunde. Da bat mich der Bürgermeister, und so graulich es mir war, so konnte ich es dem armen elenden Menschen nicht abschlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich versprechen und er sank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeister ging dann mit mir zu seinem Freunde dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er sich in's Gefängniß begab.

Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am andern Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis, und sah wie er das Stäblein brach; da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er

den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. Ich war niedergesunken vor Schreck, das Annerl schrie entsetzlich. Der Bürgermeister ließ mich und das Kind nach seinem Hause fahren; da schenkte mir seine Frau noch Kleider für mich und das Kind, denn die unsern waren von Jürge's Blut bespritzt. Am Abend kam der Pfarrer in's Haus und redete mir lange zu: daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen sollte; und dann schenkte er mir noch eine schöne Bibel für das Annerl, die sie noch hat, und dann ließ uns der gute Bürgermeister, am andern Morgen, noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, dir allein sei die Ehre! Arme Annerl! — sagte die Alte und schwieg.

Eine schauerliche Ahnung ergriff mich. Um Gottes willen, Mutter, rief ich aus, was ist es mit der armen Annerl geworden?

Heut wird sie gerichtet, sagte die Alte; aber sie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinn, sie war zu Schanden gekommen aus Ehrsucht, sie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat sie sitzen lassen, sie hat ihr Kind erstickt, ach, sie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe versprochen, und gesagt: der Kasper sei in Frankreich geblieben; dann ist sie verzweifelt und hat das Böse gethan, und hat sich selbst bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird sie gerichtet. Sie hat mir geschrieben: ich möchte noch zu ihr kommen, das will ich nun thun, und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Rose, die ich heut Nacht erhalten, das wird sie trösten. Ach, lieber Schreiber, wenn er es nur in der Bittschrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der

Kasper dürfen auf unsern Kirchhof gebracht werden.

Alles, alles will ich versuchen! rief ich aus, gleich will ich nach dem Schlosse laufen; mein Freund, der ihr die Rose gab, hat die Wache dort, er soll mir den Herzog wecken, ich will vor sein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? sagte die Alte kalt; hör' er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als Pardon, was hilft aller Pardon auf Erden, wir müssen doch alle vor das Gericht:

Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn.

Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihr ihn angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle, aber das Annerl hat gesagt: Ich habe sein Kind ermordet und will sterben, und ihn nicht unglücklich machen: ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Geh' er zum Herzog und bitte er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe er gleich, sehe, er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängniß, ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn er sich eilt, so kann er uns draußen am Gerichte vielleicht den Trost noch bringen: mit dem ehrlichen Grab für Kasper und Annerl.

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammen getroffen; die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm sie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schlosse.

[Die Hilfe kam zu spät, Annerl wurde hingerichtet, empfing aber ein ehrliches und Kasper ein militärisches Begräbniß, beide neben einander. Es ist uns nicht gestattet, die ganze treff-

liche Erzählung hier aufzunehmen und verweisen wir unsere Leser auf den besondern Abdruck derselben, welcher in der Vereinsbuchhandlung in Berlin erschienen ist.] *)

Die Trauung.

(Von Henrich Steffens.)

Die Insel Seeland ist gegen Nordwesten durch eine schmale, wüste, sandige Landstrecke mit einer Halbinsel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt ist, und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenseit der einzigen kleinen Stadt der Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Ansehn. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entstehen, verwehen, und häufen sich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreisend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zerstörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhub sich vom Meere aus Norden her ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich, die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender,

---

*) Geschichte vom braven Kasper und dem schönen Annerl. Von Clemens Brentano. Mit Darstellung der Schluß-Scene. Preis ½ Thlr.

der Sand fing an, sich immer in größern und größern Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich in Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sand-Wolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm sauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermischung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Brust ist, gab dieses Chaos das Bild eines wildzerrissenen Gemüthes: alle Hoffnung zerstört, jede Freude verschüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grause Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüsten Stätte unruhiger Leidenschaften vergraben, die Stimme des Gewissens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längst versiegten Thränenquellen sich gewaltsam flutend eröffnen, und die Wehmuth die zerrissene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebaut, nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbauet, stehet noch einsam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung.

In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Orts, in fromme Betrachtungen versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mißtrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. „Mein Herr, sagte er, sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche. — Diese Summe, sprach er ferner, und zeigte dem Greis eine volle Goldbörse, wird sie für die Mühe und für das Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen.“ Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches, zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaubte, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fodern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, sie haben die Wahl, folgen sie und nehmen sie die angebotene Summe, oder bleiben sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch ihren Kopf.“ Er hielt ihm ein Pistol vor

die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhub sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: „Ich bin fertig." Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthselhaften Männer giengen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der, von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet; und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür eröffnete sich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hineingestoßen. Um sich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Russisch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung dastand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen silbernen Leuchtern, zierten den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und, war kurz vorher, als er, erblindet, in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzo die

furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß jemand sich rührte. So mag in der verirrten Seele ein stilles, dumpfes Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wider. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschultrig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblich braun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voller Ingrimm geschlossen; eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehns, dunkle, lange und buschige Augenbrauen überschatteten die kleinen schwarzen Augen, in welchen eine wilde Glut brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit starken goldenen Tressen besetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber besetzt, umschlang die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelgesteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte

sich, die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an dem zusammengesunkenen Leib hinab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtsein wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch, über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finsterm Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich, und wagte es, den Bräutigam nach den Namen des Brautpaars zu fragen. „Neander, Feodora,“ antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel her zu lesen, indem seine Stimme schwankte, und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar seine Verwirrung zu bemerken schien, wodurch er in seiner Vermuthung, daß beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt sein müßte, bestätigt ward. Als er nun fragte: „Neander, willst du die hier neben dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?“ da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu seinem Erstaunen sprach dieser laut, ja fast schreiend, das Ja in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang.

Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten dieses entsetzliche Ja, und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich darauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte: „Willst du, Feodora, den neben dir knienden Neander für deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so antworte durch ein vernehmliches Ja.“ Da erwachte die entseelte Braut; ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenguß löschte die Glut der Augen, und das Ja ließ sich hören, wie das Angstgeschrei einer Sterbenden, und schien in den unwillkührlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut sank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillschweigen. Da sah der Prediger die leichenblasse Braut wie vorher in tiefer Betäubung knieen, und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob sich und führte die schwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der riesenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erschienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und, nachdem sie ihn aus der Thüre gestoßen hatten, verriegelten sie diese inwendig, und überließen ihn sich selber.

Hier stand er nun einsam und ungewiß, ob das schauderhafte Ereigniß, mit allen seinen furchtbaren, ja gespensterähnlichen Umständen, nicht ein Traum wäre, der ihn ängstigte. Als er aber die Binde von den Augen gerissen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor sich sah, und das

Gemurmel der Menge hörte, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit der räthselhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, so viel möglich, zu erfahren, verbarg er sich in einen Winkel der Kirche, an der entgegengesetzten Seite, und indem er hier lauschte, hörte er, wie das Gemurmel immer stärker ward. Es war, als entspänne sich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieterisch Stillschweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pause. Ein Schuß fiel, das Geschrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören. Darauf wieder eine Pause; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches fast eine Viertelstunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöscht, das Gemurmel erhob sich wieder, und die ganze Menge stürzte zur Kirche hinaus, und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob sich der alte Prediger, und eilte nach seinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber so ruhig, stille, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen bestimmt, war Alles, was diesen einfachen Menschen entgegentrat, daß sie von einem ganz andern Entsetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasieen richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstiegen, erkannten sie ein Kriegsschiff unter

vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft, aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthüre der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem hingelegt war: das Brecheisen ward angesetzt, und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber mühsam in das Grab hinab, andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben, und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen. Die entstellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verschwunden, ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. Der alte Greis stürzte laut weinend neben dem Sarge nieder, und betete für die Seele der Ermordeten, und stumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischof von Seeland, als seiner höchsten Behörde, ungesäumt und umständlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß sie stille schwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt, und keiner wagte, etwas zu sprechen.

Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus der Hauptstadt, erkundigte sich genau nach Allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen, forderte strenge, daß der Vorfall beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte

Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, dieses Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach Peter des ersten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Das tiefe Räthsel dieser schauderhaften That zu lösen wird schwer, wo nicht unmöglich sein.

Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim.

Von H. Heine.

Kennt ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kuriosen Land und kuriosen Volke. Die Na-

tur mit ihren grellen verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verschnitzelten Bergen, barok wollüstigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, ist dort eine eben so fabelhafte Carrikatur, wie der Mensch mit seinem spitzigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachlust ansehen. Sie lachen aber nicht laut, weil sie beide viel zu civilisirt höflich sind; und, um das Lachen zu unterdrücken, schneiden sie die ernsthaft possirlichsten Gesichter. Auf buntscheckigen Häusern aber heben sich über einander eine Menge Dächer, die wie aufgespannte Regenschirme aussehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, so daß sogar der Wind, wenn er vorbeistreift, durch ein närrisches Geklingel sich lächerlich machen muß.

In einem solchen Glockenhause wohnte einst eine Prinzessin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chinesinnen, deren kleine, schräggeschlitzte Aeuglein noch süßträumerischer zwinkten als die der übrigen Damen des „himmlischen Reiches", und in deren kleinem kicherndem Herzchen die allertollsten Launen nisteten. Es war nämlich ihre höchste Wonne, wenn sie kostbare Seiden- und Goldstoffe zerreißen konnte. Wenn das recht knisterte und knackte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte sie vor Entzücken. Als sie aber endlich ihr ganzes Vermögen an solche Liebhaberei verschwendet, als sie all ihr Hab und Gut zerrissen hatte, ward sie, auf Anrathen sämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnsinnige in einen runden Thurm eingesperrt.

Diese chinesische Prinzessin, die personifizirte Caprize, ist sogleich die personifizirte Muse eines deutschen Dichters der romanti-

schen Poesie. Es ist die Muse, die uns aus den Poesien des Herrn Clemens Brentano so wahnsinnig entgegenlacht. Da zerreißt sie die glattesten Atlasschleppen und die glänzendsten Goldtressen, und ihre zerstörungssüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst. Seit mehr als fünfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeschlossen, ja, eingemauert in seinen Katholizismus. Es gab nichts Kostbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man sagt, die Herzen zerrissen, die ihn liebten. Jeder seiner Freunde klagt über Verletzungen. Gegen sich selbst und sein poetisches Talent hat er am meisten seine Zerstörungssucht ausgelassen. Ich mache besonders aufmerksam auf ein Lustspiel, betitelt: „Ponce de Leon." Es giebt nichts Zerrisseneres als dieses Stück, in Gedanken wie in der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schlendert eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Aermeln und allzugroßen Westenknöpfen. Da springen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Policinelle. Liebesworte, wie neckende Columbinen, flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bachantischen Zerstörungslust.

Eine große Tragödie desselben Dichters, „die Gründung Prags" ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollsten Schauern der uralten Sa-

gen angeweht wird. Da rauschen die dunkel böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich „die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl." Als das schöne Annerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutschland zu thun pflegt, einige heilsame Arzneien zu kaufen, da bewegte sich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das schöne Annerl eben stand, und das Kind rief mit Entsetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erschrak noch weit mehr, und wurde ernsthaft wie der Tod, und sagte zu der Großmutter: „liebe Frau in diesem Schranke hängt mein Richtschwert, und das bewegt sich jedesmal von selbst, wenn ihm Jemand nahet, der einst damit geköpft werden soll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieses Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen." Die Großmutter gab jedoch diesem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es späterhin genugsam bereuen, als das schöne Annerl wirklich geköpft wurde mit demselben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahre alt sein, und er lebt zu Frankfurt, einsiedlerisch zurückgezogen, als ein korrespondirendes Mitglied der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen; nur wenn die Rede ist von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim her-

ausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinschaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. — — —

Des Knaben Wunderhorn und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in der romantischen Periode der Deutschen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das Vorzüglichere sei? Das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Es ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen, artigen Leutchen Euch keinen Begriff machen. Denkt Euch: es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothische Dome von Europa hätten sich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene. Da kämen nun ruhig herangeschritten der Straß-

burger Münster, der Köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch kein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, ihr kennt euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Eben so wenig, wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geschrieben. Sonderbar! Von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst, weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den Köllner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige so erquicklich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur allzu leicht ihre Wohlthäter, wie viel mehr deren Namen. Der Baum der Menschheit weiß nicht den stillen Gärtner, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat. Aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie

in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns“, pflegt man auch Brentano und Arnim zusammen zu nennen. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter, und war einer der originellsten Köpfe in der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen werden an diesem Dichter mehr als an jedem anderen deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören, als Hoffmann. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und die Literaten, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, während sie seine Weise nachahmten. — — —

Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig gesprochen, er, der über so manches unbedeutende Machwerk so viel Geistreiches sagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach seinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule. Ich glaube Arnim's Renommee konnte besonders deßhalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden der katholischen Partei, noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. — —

Warum vernachlässigte das deutsche Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern

sucht: das Leben! Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen oder verletzen; das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfniß konnte Arnim nie befriedigen. In allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung; die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich, und flüstern uns leise in's Ohr: Wir sind todt! Solches Schauspiel würde allzu grauenhaft und peinigend sein, wäre nicht die Arnim'sche Grazie über jede dieser Dichtungen verbreitet, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen. Wir sehen schöne Leiber, wogende Busen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses Alles. Manchmal ist Arnim witzig, jedoch gewöhnlich ernsthaft, und zwar wie ein todter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. — —

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830. Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie. Namentlich ein Stück darunter betitelt „der Auerhahn." Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrüb-

teste Langeweile da geschildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein, in dem verwaisten weiten Burgsaal, und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daß ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie dieser ihm oft eine Brodkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, und wie er ihm manchmal verdrießlich einen Tritt gab. Diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt sei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnims Romane heißen „die Kronwächter" und die „Gräfin Dolores". Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurm von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verläumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sei oben in der Thurmwohnung so korpulent geworden, daß sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und, nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sei, den neuen Thürmer zu heirathen. Ueber solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau droben nicht wenig; und sie konnte doch nur deshalb die Thurmtreppe nicht hinabsteigen, weil sie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores", hat ebenfalls den allervortreff-

lichsten Anfang, und der Verfasser schildert uns da die Poesie der Armuth und zwar einer adeligen Armuth, die er, der damals selber in großer Dürftigkeit lebte, sehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meister ist Arnim auch hier in der Darstellung der Zerstörniß! Ich meine es immer vor Augen zu sehen, das wüste Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um so wüster aussieht, da es der alte Graf in einem heiter italienischen Geschmack, aber nicht fertig gebaut hat. Nun ist es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten ist alles verödet: die geschnittenen Taxusalleen sind struppig verwildert, die Bäume wachsen sich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken schmerzlich am Boden, die schönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umschlungen, die Götterstatuen sind von ihren Postamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die in hohem Grase liegt, und mit Brennesseln geißeln sie ihr den marmornen Hintern.

Wenn der alte Graf, nach langer Abwesenheit, wieder in sein Schloß heimkehrt, ist ihm das sonderbare Benehmen seiner Hausgenossenschaft, besonders seiner Frau, sehr auffallend. Es passirt bei Tische so allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram gestorben und eben so wie das übrige Hausgesinde längst todt war. Der Graf scheint es am Ende selbst zu ahnen, daß er sich unter lauter Gespenstern befindet, und, ohne sich etwas merken zu lassen, reist er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Egypten". Hier sehen wir das wanderschaftliche Treiben der Zigeuner oder Egyptiens. Hier lebt und webt das seltsame Mährchenvolk mit seinen braunen

Gesichtern, freundlichen Wahrsageraugen, und seinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen, mystischen Schmerz. Die Zigeuner müssen nämlich nach der Sage, die in dieser Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeitlang in der Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungastlichen Härte, womit einst ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewiesen, als diese auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man sich auch berechtigt, sie mit Grausamkeit zu behandeln. In manchen Ländern erlaubten die Gesetze jeden Zigeuner bei Diebstahlsverdacht, ohne Untersuchung und Urtheil aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unschuldig gehenkt. Und mit diesem trüben Ereigniß beginnt die Arnim'sche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt und versenkten ihn in die Schelde, fest überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß nichts von der traurigen Begebenheit. Sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht. Plötzlich sieht sie, wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will schier brechen von unnennbarem Jammer; vergebens will sie den todten Vater festhalten. Er schwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach seinem heimathlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würde zu begraben.

Tief rührend ist alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn", wo er behauptet, daß wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. —

Eine Uebersetzung der erwähnten Novelle: Isabella von Egypten würde den Franzosen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, sondern auch zeigen, daß all die unheimlichen, grausigen und gespenstischen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'schen Dichtungen, nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu sein scheinen. In sämmtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt, wie in jener Kutsche, die Arnim von Bracke nach Brüssel fahren läßt, und worin folgende vier Personagen bei einander sitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe ist. Sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden, und strotzt im buntesten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe gestiegen und sich als Bedienter auf sieben Jahre verdingt. Es ist ein fetter Leichnam, der einen Oberrock trägt, von weißem Bärenfell, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der denn noch immer friert.

3) Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein schönes Weib geformt ist, und wie ein schönes Weib sich gebehrdet. Auf der Stirn, verborgen unter den schwarzen Locken, steht mit hebräischen Buchstaben das Wort „Wahrheit", und wenn man dieses auslischt,

fällt die ganze Figur leblos zusammen als eitel Lehm.

4) Der Feldmarschall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Historiker dieses Namens verwandt ist, ja welcher sich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel ist, eine Alraunwurzel, welche die Franzosen Mandragora nennen. Diese Wurzel wächst unter dem Galgen, wo die zweideutigsten Thränen eines Gehenkten geflossen sind. Sie gab einen entsetzlichen Schrei, als die schöne Isabella sie dort um Mitternacht aus dem Boden gerissen. Sie sah aus wie ein Zwerg, nur daß sie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Gesicht zwei schwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entstanden. Nachher streute sie dem Männlein auch ein bischen Hirse auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas struppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeschöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdseligen Rosenlippen küßte sie ihm das Hagebuttmaul ganz schief; sie küßte ihm vor Liebe fast die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garstige Knirps wurde dadurch so verzogen, daß er am Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall tituliren ließ.

Nicht wahr, das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenäcker, die Cour de Miracle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutsche von Bracke nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach. Wenn Ihr Gespenster beschwört,

müssen wir lachen. Denn Eure Gespenster sind doch immer Franzosen und französische Gespenster! Welch ein Widerspruch in den Worten! In dem Wort „Gespenst" liegt so viel Einsames, Mürrisches, Deutsches, Schweigendes? in dem Wort „Französisch" hingegen so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzose ein Gespenst sein, oder wie könnten gar in Paris Gespenster existiren! In Paris, im Foyer der europäischen Gesellschaft! Zwischen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Gespenstern zum Spuken angewiesen ist, rauscht noch das lebendigste Leben in den Gassen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brausendste Finale, aus den Variétés und dem Gymnase strömen die heitersten Gruppen, und das wimmelt und tändelt und lacht und schäkert auf den Boulewards, und man geht in die Soirée. Wie könnte ein Franzose, selbst wenn er todt ist, den zum Spuken nöthigen Ernst beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteste Volkslust umjauchzt! Gäbe es wirklich in Paris Gespenster, so bin ich überzeugt, gesellig, wie die Franzosen sind, würden sie sich als Gespenster einander anschließen. Sie würden bald Gespenster-Reünions bilden, sie würden ein Todtenkaffeehaus stiften, eine Todtenzeitung herausgeben, und es gäbe bald Todtensoirées, où l'on fera de la musique. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man solcherweise in Paris als Gespenst existiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich, am Ende auf dem Père-Lachaise beerdigt, in Paris spuken könnte zwischen zwölf und ein Uhr. Welch köstliche Stunde! Ihr deutschen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Gespenst erblickt, erschreckt nicht. Ich spuke nicht in furchtbar unglücklich deutscher Weise. Ich spuke zu meinem Vergnügen.

Aber — o Ihr armen französischen Schriftsteller mit Euren neuromantischen Schauerromanen und Spukgeschichten. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die sich Masken vors Gesicht halten, um einander Furcht einzujagen. Es sind ernsthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken schauen fröhliche Kinderaugen. Ihr seid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk und nur das Schöne und Edle und Menschliche liegt im Bereiche Eurer Kunst. Das haben schon Eure älteren Schriftsteller eingesehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieser Einsicht gelangen. Laßt ab von dem Schauerlichen und Gespenstischen. — — —

Die Sage von Huschenk.

Vierzig Jahre hatte der Himmel Huschenk verliehen, da setzte er sich die königliche Kopfzierde auf, und bestieg in Weisheit und Gerechtigkeit den Thron, sein Kopf war voll Verstand, voll der Güte sein Herz. Ich bin, so sprach er, über die sieben Kischwers Padischah, Gebieter und Halter der Erde, Gutes vollbringend nach Gottes Gebot, zum Recht und zum Wohlthun habe ich mir enge die Mitte gegürtet. Und fortan machte er die Erde wohl angebaut, und gab ihr Gerechtigkeit; Saamen ausstreuen lehrt er die Menschen, und säen und ernten; jeder verstund fortan seine eigene Nahrung sich zu bereiten und sein Geräthe.

Eines Tages ging der Schah von seinem Gefolge begleitet in die Gebirge, da kam von

ferne ein furchtbares Wesen, schwarz von Körper, gräulich von Ansehen, heftig sich bewegend, zum Vorschein. Die beiden Augen des Unthiers waren gleich wie zwei Blutquellen anzusehen, und der Dampf, der von seinem Munde ausging, verdunkelte die Luft. Mit Vorsicht betrachtete der weise Huschenk das Ungethüm, er faßte einen Stein, und ging zu streiten mit ihm. Mit der ganzen Kraft eines Helden, warf er die Masse, und der weltzündende Drache floh vor dem weltsuchenden König. Aber gegen ein Felsstück an schlug der geschwungene Stein, und er und das Getroffene sprangen beide in Stücke. Da kam Lichtglanz aus dem dunkeln Steine, des Steines Herz erglänzte helle vom Schimmer, davon wurde Feuer sichtbar im Steine, und Helle verbreitete von da an sich in die Welt, und aus dem Harten brach das Gefunkel hervor. Die Schlange hub sich von dannen und wurde nicht getödtet, aber nun war das Geheimniß des Feuerzeuges gefunden; wer fortan mit Eisen den Stein schlägt, dem wird Glanz aus ihm aufsprühen. Und so war es im Streite erfunden, wie Eisen das Feuer aus dem Steine entkettet. Der Schah aber warf sich nieder vor Gott, und brachte ihm das Opfer seines Gebetes, dafür, daß er ihm das heilige Feuer vergönnet. Aus Dankbarkeit baute er an der Stätte selbst einen Feueraltar. Er sprach: dies Feuer ist eine Gottheit, so werde es dann von Allen verehrt. Die Nacht kam, und die Höhe bedeckte sich mit Feuer, und der König und sein Gefolge umstund sie im Kreise. Was der Stein im Heiligthume der Thasi, das war ihm das Feuer. Wenn zur bestimmten Zeit die Feueranbeter sich versammelten, dann bereitete er ein festlich Gelag, und Sedeh (Lichtmeß) nannten sie die Feier, zu Huschenks Gedächtniß wurde Sedeh gefeiert.

Der König der Könige entdeckte sodann, wie

Feuer scheidet das Eisen vom Steine. die Kunst zu schmieden erfand er, die Zange, das Beil, die Säge und den Hammer dazu. Dann bezwang er das Wasser, vom Meere bis zum Blachfelde befestigte er es an seinem Ort, Flüssen und Strömen wies er ihren Lauf. Vorher war den Menschen keine andere Speise als rohe Früchte, und in Tuch sich zu kleiden war ihnen nicht Sorge. Von dem Gewilde, Waldeseln und Hirschen, schied er Ochsen und Esel und Lämmer; er lehrte die Menschen, wozu sie nutz seien, und wie sie zu paaren und zu ernähren, und wie die Wolle zu scheeren; Füchsen, Mardern, Eichhörnchen und Hermelinen zog er das weiche Fell ab, und wies den Seinen, wie sie sich darein hüllen könnten, vorher hatten sie nur das Gewand der Natur getragen.

Die Sage von Themuresh.

Huschenk starb, aber er hatte einen trefflichen Sohn, Themuresh der Diwbändiger genannt. Als dieser den Thron bestieg, versammelte er alle Mobeds des Heeres und sprach: heute fällt der Thron und die königliche Kopfzierde mir zu; die Erde will ich reinen vom Uebel, die Freude soll fortan Fuß haben in dieser Welt, den Arm der Diws will ich kürzen, denn ich bin Herr der Erde, und was nützlich ist in der Welt, werde ich aus dem Verborgenen ans Licht bringen. Sie schoren nun Wolle und Haare von Schafen, und begannen zu weben, und bereiteten Gewänder und Lagerstätten daraus. Den Schnellfüßigen gab er Futter, Gras und Gerste und Stroh. Auch

unter den reißenden Thieren wählte er die Unze und den Leoparden, mit List lockte er sie vom Gebirge und vom Felde, und band sich daraus, was ihm gefiel. Auch von den Vögeln nahm er was gut war, Falken und weiße hochhalsige Reiger, und fing an, sie abzurichten. Alle Welt staunte seine Werke an. Süße Laute lehrte er die Menschen entlocken, und mit weicher Stimme singen. Hühner zog er, und Hähne dazu, damit sie in der Morgenfrühe aufkräheten. Er sprach dann zu den Seinen: danket Gott, daß er euch über alles Gewild Macht gegeben. Lob ihm, dem Schöpfer, daß er uns die Wege gezeigt! Er hatte einen reinen Desthur, dessen Rath fern war von allem Bösen, sein Name war Schehrasp. Nur zum Guten neigte dieser in allem seinem Thun hin, den ganzen Tag zum Essen die Lippe geschlossen, war er die ganze Nacht aufrecht vor dem Schah. Dem jungen Manne war er Vormund und Freund und Krone; zu allem Guten war er ihm Leiter und suchte nur Recht. Von allem Bösen wurde der junge Schah rein, und Gottes Glanz strahlte von ihm.

Einst kam Serusch, von Gott gesendet, zu ihm, und brachte ihm Fangstrick und Pferd, damit er die Diws sich unterwerfe, und Themuresh dankte dem Schöpfer für seine Gabe. Er saß auf, und lernte nach und nach den Sattel gebrauchen, und das schnellfüßige Pferd trug ihn aller Orten hin. Wie die Diws dieß sein Beginnen wahrnahmen, versammelten sie sich zu Haufen, um ihm die Krone zu nehmen. Themuresh aber rüstete sich, er faßte die schwere Keule und den Fangstrick, der ihm vom Serusch gekommen, und versammelte kluge und erfahrene Männer um sich. Die scheußlichen Diws zogen unter Anführung des schwarzen Diws heran, zum Himmel töste ihr Kriegsgeschrei an. Themuresh kam muthig zum Streite, und sie zöger-

ten nicht lange, die Luft erdunkelte; auf einer Seite stritten die feuersprühenden Bestien und die Diws, auf der andern die muthigen Irans. Der Schah war siegreich, und viele Diws nahm der König der Könige mit dem Stricke gefangen, er band sie enge und führte sie blutig, und niedergeschlagen in ihrem Herzen, von dannen. Dem Tode hatte er sie bestimmt, da flehten sie um ihrer Seele Sicherheit. Zwei Theile von ihnen sprachen: Padischah, tödte uns nicht! und wir wollen dich seltsame Geheimnisse und verborgene Wissenschaft lehren. Da gab er ihnen die verlangte Gewähr, damit sie das Verborgene offenbarten. Wie sie sich frei fühlten, da theilten sie ihm ungemuthet die Wissenschaft mit. Schreiben lehrten sie den Chosrew, und das Herz mit dem Wissen erhellen. Schreiben lehrten sie ihn wohl in dreißig Sprachen eine Schrift, in Rumi und Thasi und Parsi, in Therki und Dschini und Pehlwi, in Hindi und Misri und Berberi. Dreißig Jahre wirkte also auf Erden der Schah, und viel Denkwürdiges hat er gethan.

Die Sage vom Dschemschid.

Wie die Tage des Themuresch zu Ende gekommen, folgte ihm sein trefflicher Sohn Dschemschid. Seinen Geboten gehorchten Vögel und Peris, die Erde nahm zu an Glanz unter ihm. Ich bin, sprach er, durch Gottes Macht Mobed und König. Kafthan und Ringpanzer und Harnisch machte er den Hellgeistigen bekannt. Er lehrte andere Kleider bereiten für die Pracht und andere für den Krieg, von Flachs und Seide

und Wolle und Kameelhaar; kostbares Zeug verfertigte er, und solches von geringerem Werthe. Nähen lehrte er und sticken, und weben auf dem Stuhle, und das Gewebte durchnähen und säumen. Funfzig Jahre brachte er damit zu, die Stände zu ordnen. Aus dem versammelten Volke wählte er den Stamm der Katurian, weise nenne du dieselben und erkenne sie als Priester; und wies ihnen den Berg an zur Wohnung. Ihr Ort war vor dem heiligen Feuer, und das Gebet ihr Geschäft. Die Heerführer und Gewaltigen vor dem Antlitz der Schahs wurden erlesen sofort, damit sie säßen zu oberst, Benesarier wurden sie geheißen. Sie sind die Männer des Kriegs, brüllende Löwen der Schlacht, der Ruhm des Heeres und die Ehre des Reiches, Schützer der Marken, Fuß des Thrones, ihr Name Muthreich. Ein dritter Haufen wurde geschaart, und Sebaisa genannt. Ein löblicher Stand, dem du nicht ohne Rührung zusiehst, fruchtbar sind sie selbst, und fruchtbar wird von ihnen die Welt. Sie pflügen und säen und ernten; frei von drängender Leibesnoth, sorglos um Nahrung und Decke, erreicht die Verläumdung sie nicht, und ihr Ohr zerreißt kein Vorwurf. Den vierten nennen sie Anucheschi, ihr Geschäft ist, die Künste zu üben, sie eilen immer voller Gedanken; ohne Unterlaß thätig, sie sind fort und fort von Sorgen befangen. Alles beschickte er wohl binnen dem Verlaufe von funfzig Jahren, damit jeder kenne sein Maaß, und wisse, was Recht ist und Unrecht.

Sofort gebot der Schah den unreinen Diws, mit Wasser Erde zu mischen, und sie machten aus gehauenem Stein einen Bau, aus Stein und Kalk bauten die Diws das Gemäuer. Nach dem Aufriß vollendete er das Werk, Bäder und geräumige Palläste, und ein Schloß, schützend gegen jede Gefahr. Viel kostbar Geschmeide, Gold

und Silber und Hyacinthen und Rubinen brachte er mit kunstreicher Fertigkeit aus hartem Gesteine hervor, und fand den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen. Süße Wohlgerüche erfand er, denn die Menschen haben Gefallen an gutem Geruche; Sim und Kafur und Moschuswasser lehrt er bereiten, und Ud und Amber und das helle Rosenöl, Arzneien dem Kranken, dem Gesunden zuträglich. Im Königsglanze bereitete er sich einen Thron mit kostbarem Gesteine besetzt; wenn er gebot, erhub ihn ein Diw und führte ihn aus der Tiefe gegen den Himmel. Dschemschid streueten sie Edelgestein, und nannten den Tag Nurus. Wenn die glänzende Sonne die Mitte des Himmels erreichte, bestieg ihn der Schah: die Welt versammelte sich um den Thron, alle umstunden ihn, staunend über seinen Glanz und seinen Wohlstand. In jedem neuen Jahre im Hormus Ferverdin versammelten sorgenfrei sich die Großen, nach Bechern und Wein riefen sie mit dankbarem Gemüthe, und das Gastmahl blieb fortan als Andenken jener Chosrews.

Drei Jahrhunderte förderte sich in dieser Weise das Werk, sie sahen nicht den Tod im Gefechte, und kannten nicht Krankheit noch Schmerz. Gegürtet die Mitte wie Sclaven stunden die Diws, den Thron bestieg der Herr des Erdkreises, der König Dschemschid, in der Hand faßte er den Becher mit Wein, und die Diws huben den Thron in den Himmel, zur Höhe den Sessel des Sipehbed, und die Vögel von einem Ende zum andern flogen in Reihen geordnet. Lange Jahre strahlte der Glanz Gottes von ihm, und sie sahen nichts als Gutes vom erhabenen Schehriar: ihm war die ganze Erde unterthan, nur einen Thron sah er, und außer sich Niemand in der Welt. Da wich er von Gott, und gab ihm nicht die gebührende Ehre; er berief die Großen des Heeres und sprach: außer mir kenne

ich nichts mehr auf Erden. Verstand kam durc mich in die Welt, gleich mir hat der große Thro noch keinen Gekrönten gesehen. Mit meine Schöne hab ich die Erde geziert, sie ist geworden wie ichs verlangt. Speise und Schlaf und Freu de haben sie von mir und Kleidung und Lust Gewalt und Krone und Reich und die Stärk sind mein, Krankheit und Sterben flohen von mir. Wer außer mir hat den Tod von der Erde genommen? und wer ist noch Schah auf ihr. Euch ist von mir Verstand und Seele gekommen, und da sie nun wissen, daß ich solches vollbracht, müssen sie den Weltschöpfer mich nennen. Wie er also gesprochen, da wich der Glanz Gottes von ihm, und die Erde wurde voll Redens. Wer von Gottes Wegen sich fernet, dem wird Verderben zu Theil.

Verantwortlicher Unternehmer und Herausgeber
C. Schmaltz.

Guß und Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibliothek der neuesten deutschen Classiker Eine Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus ihren sämmtlichen Werken. Für Schule und Haus. Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit
Bd.: 4

Leipzig [ca. 1843]

P.o.germ. 118 bl-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105503-1